Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 29

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640653

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Doch Frau Wilson sann von diesem Augenblick an auf Rache. Die Gelegenheit dazu ergab sich von selbst. Als die Stewardeß in jener verhängnisvollen Nacht Zeuge der dramatisschen Auseinandersetzung zwischen Ihnen und Lawrence geworden war, berichtete sie über ihre Wahrnehmungen Fräulein Borgholm.

Fräulein Borgholm versetzte das Gehörte in große Unruhe. Sie vermochte keinen Schlaf zu finden. Vielleicht eine halbe Stunde später schickte sie die Stewardeß mit einigen Zeilen zu Ihnen. Ich weiß nicht, was Fräulein Borgholm Ihnen da geschrieben hat; wahrscheinlich beschwor sie Sie, kaltes Blut zu bewahren.

Wie die Stewardeß jest vor dem Untersuchungsrichter aussagte, hätte sie mehrere Wase an Ihre Kabinentür geklopft. Uls sie keine Untwort erhielt, öffnete sie die Tür. Selbst als die Frau das Licht anknipste, wachten Sie nicht auf.

Der Anblick der Waffe auf Ihrem Schreibtisch hat in der Stewardeß plötlich den Gedanken erweckt, mit Lawrence jetzt abzurechnen. Sie nahm die Pistole an sich, löschte wieder das Licht und verließ eilig den Raum.

Als sie die Kabine des Millionärs betrat, lag der Schiffseigner völlig angekleidet auf seinem Bette und rührte sich nicht. Die Frau schloß die Tür und zog die schwere Samtportiere vor. Sie tat das ganz mechanisch. In diesem Augenblick erwachte Kampence

Frau Wilson behauptet, daß sie troz allem noch nicht ganz entschlossen gewesen wäre, Lawrence zu töten. Als sie aber den Millionär so unerwartet auffahren sah, seuerte sie, ohne zu überlegen die Pistole auf ihn los. Er sank lautlos auf das Bett zurück. Er war sosort tot.

Nun aber fommt das Eigentümlichste.

Ich hatte stets angenommen, der Täter hätte den Toten in die Nähe Ihrer Kabine gebracht, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Dies jedoch stimmt nicht. Die Stewardes wußte gar nichts von dem in Ihrer Kabine gefallenen Schuß. Schon aus diesem Grunde konnte sie nicht auf den Gedanken kommen, den Verdacht der Täterschaft auf Sie zu lenken.

Nachdem die Frau sich überzeugte, daß in Lawrence kein Leben mehr war, horchte sie gespannt. Aber kein Mensch hatte den tödlichen Schuß vernommen. Und da kam der Mörderin der Gedanke, den Toten in das Meer zu wersen.

Rur ein Mensch von der Körperkraft der Stewardeß konnte auf diese Idee verfallen. Sie sagte sich mit Recht, daß man annehmen werde, Lawrence sei in seiner Trunkenheit über Bord gegangen.

Eine große Schwierigkeit war zu überwinden. Der hintere Deckaufgang befand sich zwar in nächster Nähe von der Kabine des Toten, aber diesen Weg durste die Stewardeß nicht gehen. Der wachthabende Offizier und der Kudergast hätten sie da unbedingt entdeckt. Wählte sie dagegen den entsernteren zweiten Aufgang, so dürste sie mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, ungesehen zu bleiben. Alles hing davon ab, ob ihr jemand auf dem Gang begegnete.

Doch sie hatte nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Nachdem sie sich nochmals rasch überzeugt hatte, daß der Gang vor der Kabine völlig verlassen war, löschte sie sämtliche Lichter aus, so daß der Weg in tieser Finsternis lag. Nun packte sie den schweren, leblosen Körper und schritt mit ihrer unheimlichen Last in der Richtung des zweiten Aufgangs.

Sie wissen, Herr Weindal, daß dieser Weg an Ihrer Kabine vorbeiführte. Die Mörderin befand sich bereits dicht vor dem Ausgang, als sie plöglich das Empfinden hatte, daß oben an Deck jemand im Begriffe war, die Treppen hinabzuschreiten.

Wie Mary Wilson vor dem Untersuchungsrichter aussagte, hätte ihr das unerwartete Auftauchen einer Person einen so furchtbaren Schrecken eingejagt, daß sie, ohne auch nur den Bruchteil einer Setunde zu überlegen, den Toten zu Boden geworfen hätte und wie beseffen geflüchtet ware.

Unwillfürlich war Frau Wilson in die Kabine von Fräulein Borgholm zurückgefehrt. Als Miß Borgholm das verzerrte schreckensbleiche Gesicht der Stewardeß erblickte, befiel sie eine gräßliche Uhnung.

"Hat Herr Weindal ihm etwas angetan . . .?" rief fie totenbleich.

Diese Worte erst, so bekundete die Stewardeß, hätten sie auf die Idee gebracht, Sie, Herr Weindal, mit der Tat in Verbindung zu bringen. Sie berichtete Fräusein Borgholm, wie sie Sie, Herr Weindal, in Ihrer Kabine hätte verschwinden sehen; gleich danach sei sie in nächster Nähe Ihrer Kabine über eine Leiche gestolpert. Der grausige Fund hätte auf sie eine derartige Wirkung gehabt, daß sie für kurze Zeit in Ohnmacht gefallen sei.

Fräulein Borgholm hatte nicht den geringsten Grund, den Worten der Stewardeß zu mißtrauen. In ihrer Angst um Sie beschwor sie die Stewardeß, über ihre Wahrnehmung jedermann gegenüber zu schweigen . . ."

26. Rapitel.

Der Bericht des Privatdetestivs hatte über eine Stunde gedauert. Ein schüchternes Klopfen an der Tür erscholl jest. Es war die Dame des Hauses.

Frau Petitjean, die ihren Gatten um mehrere Kopfeslängen überragte, jedoch in seiner Gegenwart eine fast rührende Schüchternheit zur Schau trug, begann im bittenden Tone: "Leon, willst Du nicht endlich zum Abendessen kommen . . ?"

Der Detektiv, der augenscheinlich zwischen einer rügenden Bemerkung und einem zärklichen Blick für die Gattin schwankte, entschied sich für den goldenen Mittelweg. Bärbeißig bemerkte er: "Juliette, ohne Dich wäre ich sicher schon des Hungers gestorben . . ." und zu mir gewandt, suhr er fort: "Wolken Sie uns die Ehre erweisen, unser bescheidenes Mahl mit uns zu teilen . . ?"

In einer weniger glücklichen Stimmung hätte ich mich vor dieser Einladung gedrückt. Rinderrouladen sind — selbst im angebrannten Zustande — niemals meine Lieblingsspeise gewesen.

Aber heute war ich zu allem bereit.

Wir nahmen in dem engen Speisezimmer Platz, und Frau Petitjean servierte, von zahlreichen Entschuldigungen begleitet, das etwas sonderbar duftende Gericht. Es war gut, daß ein recht trinkbarer Wein auf dem Tisch stand — denn, lebte die ehemalige Gastköchin des Bischofs von Angoulême noch, sie wäre vor Scham über ihre unwürdige Tochter sicherlich gestorben. Zu Frau Petitjeans Entschuldigung sei jedoch gesagt, daß es schon halb els war, als wir uns an die Tasel setzen.

Obschon mich eine Frage dauernd beschäftigte, zu deren Beantwortung Petitjean nicht mehr gekommen war, unterließ ich es, während der Mahlzeit auf den Mordfall zurückzukommen. Erst als wir uns vom Tische erhoben, bemerkte ich: "Eines haben Sie vergessen, mir zu sagen, Herr Petitjean . . ."

Der Privatdetektiv unterbrach mich: "Sie meinen, die Sache mit dem Taschentuch . . ."

"Wiffen Sie für die eine Erklärung?"

"Um ganz aufrichtig zu sein, nein! Aber vielleicht können wir eine finden. Bor allem: find Sie dessen ganz sicher, daß das Taschentuch sich nicht bereits früher in Ihrer Kabine befand? Fräulein Borgholm hatte Sie kurz vorher aufgesucht, sie konnte doch das Tüchlein bei Ihnen vergessen haben ..."

"Ja, das wäre die einfachste Erklärung; bloß sie stimmt nicht. Ich würde jederzeit den Eid leisten, daß das Taschentuck erst nach meinem Erwachen vor dem Schreibtisch am Boden lag. Es ist ausgeschlossen, daß ich es auf dem dunklen Teppick übersehen hätte . . ."

"Möglich wäre es tropdem."

"Sie vergessen meinen überaus scharfen Blick, Herr Petitiean! Ich war Kunstschüße, und nicht gerade der übelste, und was meine Augen anbelangt, sie haben nichts von ihrer Schärfe eingebüßt . . ." Fortsetzung auf Seite 697

Plöglich verrät ein zarter Duft weißer Blüten Springen oder japanischen Flieder.

Immer wieder neues Blühen, neues Leben; wie könnte

man fertig werden.

Hier ist die Alpenslora, die sich charaftervoll auf Anhöhen aneinander gliedert. Und dort ist eine Extra-Abteilung von Urzneipflangen. Wer tennt fie alle? Geht hin und schaut.

Wie manche Berner Hausfrau mag neidisch im Bemüsegarten Umschau halten. Prachtsexemplare von Kabis be=

wunderte ich besonders.

Wie föstlich wirkt die "Douche", ein kleines Bronce-Runstwerk, die an warmen Tagen regenbogenfarbene Strahlen der

Erfrischung bietet.

So könnte man zu jeder Jahreszeit den Berner Botanischen Barten neu beschreiben, neu bewundern. Hier lebt eine Welt mit natürlichen Gesetzen, das ewige Rommen und Beben.

("Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

Der Detettiv lachte.

"Schärfe des Blicks und Schärfe des Geistes; beide können mal verfagen, glauben Sie es mir, mein lieber Herr Beindal! Aber wir wollen es dabei belaffen, daß das Taschentuch erft später in Ihre Rabine gelangte. Kann es denn nicht die Ste= wardes verloren haben? Wollen Sie mir mal das Tuch

Ich griff in die Brusttasche und zog das Taschentuch hervor. Im gleichen Augenblick durchzuckte es mich, mit welcher Selbst= verständlichkeit Petitjean angenommen hatte, daß ich Milicas Laschentuch bei mir trug. Ich glaube, ich bin rot geworden.

Falls Betitjean es fah, so befaß er genügend Feingefühl, um zu tun, als hätte er nichts bemerkt. Er beugte sich über das fleine Tüchlein, dem noch immer ein leifer Duft entschwebte. Er schnupperte daran.

,Wissen Sie auch bestimmt, daß es Fräulein Borgholm

gehörte?" fragte er.

Neberrascht sah ich ihn an. "Aber ich bitte Sie, wem sonst fönnte es gehören . . .?"

"Der Stewardeß zum Beispiel!"

"Aber das Monogramm und das mir nur allzu bekannte Parfüm?"

"So, das Monogramm! Muß der "M-Buchstabe" unbedingt Milica bedeuten? Könnte es nicht ebenso gut Mary sein? Mary Emerencia Wilson? Das Taschentuch ist aus einem guten Seidenbatist; es mag drüben in den Staaten vielleicht einen Dollar gekostet haben. Bestimmt auch für eine Schiffsangestellte kein unerschwinglicher Preis "

"Aber das Parfüm?! Es ift Fräulein Borgholms Parfüm;

ich schwöre es Ihnen!"

Petitjean schnupperte abermals an dem Taschentuch. "Es ift ein ganz teures Parfüm! Davon verstehe ich was; mein Bruder hat in Graffe eine kleine Parfümfabrik. Die Stewardeß fonnte sich so etwas Teures kaum leisten. Auch hieße es, die Frauenpsyche nicht kennen, wollten wir annehmen, Fräulein Borgholm hätte ihrer Zofe eine Flasche ihres eigenen Par= füms geschenkt, das tut keine Frau! Aber, von zehn Zosen benühen neun beimlich — die Barfümflasche ihrer Herrin . . . "

Das Kätsel von dem Tode des Millionärs J. B. Lawrence war somit gelöst. Es war das Berdienst des Herrn Leon Petit= iean, eines skurrilen Privatdetektivs in einer vorderasiatischen

Stadt; ihm gebührte mein und Milicas Pank.

"Herr Petitjean", begann ich, "Sie haben mir und Fräulein Borgholm und nicht zulett der Gerechtigkeit einen großen Dienst erwiesen. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, und was Ihr Honorar anbelangt — —

"Das überlassen Sie nur Buonavoli", unterbrach mich der Deteftiv. "Ich handelte in seinem Auftrage. Und wenn ich für Sie noch etwas tun kann, bitte verfügen Sie über mich."

Seine letten Worte brachten mich auf den Gedanken, mich

ihm in der Geschichte mit Bolton anzuvertrauen.

Als Petitjean hörte, daß ich seinen Rat brauchte, schlug er mir einen kleinen Spaziergang vor.

Wir verließen seine Wohnung. Es war eine wundervolle Nacht. Eine jener zauberhaften arabischen Nächte, die an ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht erinnern. Ein schwarzblauer himmel, von Miriaden Sternen befät, wölbte fich über die lautlosen, ausgestorbenen Gaffen.

Wortlos wanderten wir dem Hafen zu.

Ein lauer, samtweicher Wind liebkofte unsere erhitten Besichter. Ein stilles Glücksgefühl, wie ich es seit langem nicht mehr empfunden, hatte fich meiner bemächtigt.

In dem Mage, wie wir uns dem hafen näherten, zerstob die Stille der Nacht und mit ihr der so wunschlos glückliche Seelenzustand. Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf. Kaum hat er eine große, seine "einzige" Sorge von sich gewälzt, da läßt er sich bereits von anderen packen.

Es ift, als ob die eine Sorge bloß wiche, um der nächsten Plat zu machen. "Nun find Sie an der Reihe, Kollegin Sorge.

Wir fanden eine verhältnismäßig ruhige Café=Terraffe und ließen uns nieder. Aus einem benachbarten Lokal drangen die Klänge eines Affordeons zu uns. Manchmal hörte man eine rauhe Männerkehle in die satten, dromatischen Tone des Instrumentes einfallen: "Une Jivi-Java . . .

Wir tranken einen Apéritif, eines jener angeblich appetit= anregenden Getränke, die mir ftets den Magen verdarben. Aber nach Frau Betitjeans Rinderrouladen mar es sowieso gleichgültig.

War die warme Nacht oder das Getränk an meiner plots lichen Gedankenträgheit schuld?

Es kostete mich gewaltige Anstrengung, mich aufzuraffen und dem aufmerksam lauschenden Detektiv die Geschichte von Bolton und den von Williams nach Europa gehrachten Juwelen in aller Ausführlichkeit zu erzählen. Selbstverständlich verschwieg ich Petitjean meine Kenntnisse oder richtiger meine Mutmaßung über das Berfted der Schätze. Dies war nicht allein mein Geheimnis

Als ich meinen Bericht beendet hatte, bemerkte Betitjean: "Nach dem, was Sie mir berichtet haben, glaube ich, die Rolle, die Bolton in der Sache spielt oder spielte, ziemlich klar zu sehen. Der Mann mar ein Abgesandter der Bande, die Willi= ams einst befehligte. Williams hat, dies ist kaum zu bezweifeln, nicht nur vor den Behörden Reifaus genommen, sondern auch vor seinen eigenen Leuten."

"Sie meinen also, daß Bolton den "Rächer' spielen sollte!"

Ich verstand plöglich, was Milica mit den Worten "Gut, daß Williams nicht mehr lebt!" meinte, als fie Boltons wahre Identität von mir erfuhr.

"Möglich und fogar wahrscheinlich, daß Bolton den Auftrag hatte, Williams zu beseitigen", beantwortete Petitjean meine Frage. "Sicher ist, daß er nach Europa kam, um die Schäte, die Williams auf seiner Flucht mitgenommen, dem untreu gewordenen Bandenchef wieder abzujagen. Denn, wenn Verbrecher wie Williams auch große Macht über ihre Untergebenen besigen, find fie andererseits in einem gewissen Sinne Gefangene ihrer eigenen Leute.

Ein Gangsterhäuptling fann sich nicht zurückziehen wie ein reich gewordener Fabrikant. Die Tätigkeit jener Leute, wir haben da genug Beispiele erlebt, endet erst an dem Tage, da fie eine Rugel niederstreckt. Williams war bestimmt nicht der erste seines Zeichens, der plöglich die Sehnsucht empfand, die "Früchte" seiner gefährlichen Tätigkeit in irgendeinem fernen Lande in Ruhe zu genießen. Fast keinem ist der Wunsch in Erfüllung gegangen — auch Williams nicht.

"Williams ftarb eines natürlichen Todes", bemerkte ich. "Soweit ein Tod natürlich ist, wenn ein Mensch bei einer dramatischen Begegnung einen Herzschlag erleidet! Williams muß es zweifellos gewußt haben, daß man ihm auf der Spur war. Daß Bolton sein Verfolger war, muß ihn in eine panische Bestürzung verset haben. Bielleicht waren die beiden schon von früher her verfeindet. So lange Williams der ,Chef' mar, gehorchte Bolton zähneknirschend. Nach Williams Verrat stand Boltons Rache nichts mehr im Wege. Williams war kein junger Mann mehr, das plößliche Austauchen seines Feindes, von dem er wissen mußte, wie wenig ihm ein Menschenleben bedeutete, jagte ihm den Schreck in die Glieder. Er starb aus Angst..."

"Ein barmherziges Ende für einen Mann wie Williams!" bemerkte ich.

Nun schwiegen wir beide. Auch drüben in der Matrosenscheipe war es still geworden. Bon den Hängen des Libanon kam meerwärts ein warmer Hauch. Die arabische Nacht trat wieder in ihre Rechte.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Wirtschaftslage der Schweiz

"Ein halbes Jahr traut man der Sache noch", schreibt in der "Berner Tagwacht" Dr. War Weber, während im "Demofrat" H. K. Sonderegger mit warnendem Finger auf die Tatsache hinweist, daß der schweizerische Großhandelsinder im vergangenen Wärz um fast ein halbes % gesunken sei und nur noch $22\frac{1}{2}$ über dem Punkte des letzten Jahres stehe. Woraus sich eine Krise entwickeln könnte, sobald das Sinken weitergreisen und sich auf den Kleinhandel ausdehnen sollte. Wie stehts wohl in Wirklichkeit?

Es gibt einige herkömmliche "Barometerzeichen", welche die wirtschaftlichen Wetterpropheten beobachten, ohne richtig zu merken, wie bei den veränderten Zeiten keine der frühern Deutungen mehr allgültig seien. Es wird beispielsweise immer ge= sagt, die Bautätigkeit sei der Schlüssel zur Konjunktur . . . oder, fintende Bautätigkeit fünde eine allgemeine Depression an. Nun wird festgestellt, daß sich die private Bautätigkeit etwa auf der doppelten Höhe des Vorjahres halte. Jedoch durchaus nicht auf Grund "freien Antriebes", wie das eigentlich sein müßte, gälten noch die Gesetze des "freien und von keinen Stimulantien bestimmten Marktes": Bundessubventionen, fantonale Subventionen und entsprechende Beiträge einzelner Gemeinden regen die Bauherren an, sich vor allem Umbauten und Renovationen zu leisten. Dank dieser Anregungen, die auf Geschenke hinaus= laufen (und für die Mieter schließlich Mietzinsverbilligung bedeuten müßten), können in diesem Sommer 6½ Tausend Bau= arbeiter mehr als im letten arbeiten. Aber beinahe 23.000 Mann stehen immer noch abseits, finden keine Arbeit, Und wieviele würden es sein, wenn die öfffentliche Hand nicht das Bauen durch Subventionen angeregt hätte?

Die Frage ist berechtigt, ob die Bautätigkeit wirklich noch, wie ehemals, so völlig als "Ronjunkturschlüssel" zu gelten habe. Bo doch sehr deutlich die Exportindustrie und der Fremdenverkehr vorangegangen und die Haussewelle via Teuerung über die Transportanstalten und die Binnen-Wirtschaft gekommen. Sollten aber die alten Theoretifer Recht haben, mas muß man aus der Tatsache lesen, daß in den großen Städten die Mieten gang leicht finken, in Bern fast 1 %? Von steigenden Wohnungs= ansprüchen, aus welchen beraus sich ja schließlich der Wohnbedarf ableitet, ift also nichts zu merken. Mit andern Worten: Beamte, Mittelftand usw. denken noch lange nicht daran, aus Drei- in Vierzimmerwohnungen überzusiedeln. Mithin kann es ihnen so viel besser noch nicht gehen, und ein weiteres Anziehen der Konjunktur ist höchst munschenswert. Wie aber, wenn sich die Folgen der Abwertung schon bald erschöpfen und niemand weiß, was man tun könnte, um der Binnenwirtschaft Antriebe zu geben . . . andere als durch "Abwertung" und durch "Subventionen"?

Hoffen wir, der finkende Großhandelsinder kehre nochmals um und lasse den Berantwortlichen noch eine längere Frist, um zu überlegen, was es zu tun gelte, falls, ja eben, falls die natürliche Entwicklung, die berühmte, wieder absachen will

Ferner Osten und naher Westen

Am 21. Juni letthin soll sich in der neuen Hauptstadt von Manschutuo, in Tschangtschun, der Kaiser dieses Staates, der lette und unseligste Sproß des chinesischen Kaiserhauses, selbst umzubringen versucht haben. Oder aber es habe sich einer seiner Untertanen gegen ihn erhoben, was weiß man! Die Weltpresse hat gebührend wenig über dieses Attentat oder "Selbstattentat" geschrieben. Was liegt auch daran, wenn Pu di stirbt? Ist er denn Kaiser? Dem Namen nach, ia, aber die Herrschaft besitzen die Japaner. Und wenn eines Tages der Plan austauchen sollte, die Mandschurei nun endgültig zu annestieren, was tut man mit Pu Di? Am besten wär's, er würde verschwinden! Endgültig! Weshalb man denn auch den Verdacht nicht sos wird, das Attentat auf den Schattenkaiser solle die Annezion, die endgültige, einleiten, und es sei kein mandschurischer Bandit gewesen, der das Mordmesser erhob.

Was die Welt mehr wunder nimmt, als die Vorgänge von Tschangtschun, das sind die Pläne der japanischen Militärpartei. Es war noch immer die Taktik der "Ariegerkaste", einen Arieg oder wenigstens eine "Kauserei" herauszubeschwören, wenn sie die Nation in Bahnen des Friedens einbiegen sah, das heißt in Bahnen, die schließlich bis zum Beweis der Ueberslüssigseit sämtlicher Häuptlinge und Generäle sühren mußten. Und da nun in Japan nach der surchtbaren Wahlenttäuschung der Militärpartei, die zum Sturz des Kabinetts Han as schießten, eine neue, von den großen Parteien abhängige Regierung amtet, die parlamentarisch sein will, müssen die Ariegsgurgeln Verwicklungen sinden. Da oder dortl Wenn daraus ein Arieg entsteht, wird kein Parlament wagen dürsen, die Verteidigung des Landes zu sabotieren.

Im übrigen hofft die japanische Armee, Chinesen und Ruffen murden die Gute haben und ihrerseits für Zwischenfälle forgen. Seit den Erschießungen in Moskau und den maßlos um sich greifenden Verhaftungen und Aburteilungen gerade im öftlichen Sibirien liegt der Gedanke direkt auf der Hand, Stalin könne Abwechflung brauchen und das ruffische Publikum mit einigen Alarmschüffen aus dem Amurgebiet unterhalten. Und bei den Chinesen gibts immer wieder Heißsporne, denen die Armeereform zu lange dauert, und die glauben, nach der Berföhnung zwischen Sowjetchina und Nanking sei man stark genug zum Losschlagen! Es braucht also nur ein wenig arrogante Aufführung japanischer Offiziere, und die Chinesen werden ihren gelben Brüdern den Liebesdienst erweisen und zu schießen anfangen. Oder die Ruffen werden es tun. Krieg braucht daraus ja noch nicht zu werden. Wenn nur das Volk Japans nicht umdenken lernt! Wenn es nur weiterhin an die Unabwendbarkeit der Abrechnung mit Moskau und Nanking glaubt, bis zum "großen Moment", der einmal kommen muß: Bis zum Ausbruch des Brandes in Europa!

Die Rämpfe auf dem Amurfluß, die Besehung und nach berige Räumung einiger Inseln des Stromes durch die Ruffen, das Auffahren von Kanonenbooten beider Barteien, die nach berigen Brotestnoten und schließlich das Verhandeln, gehören in dieses Rapitel. Man muß sich die Japaner vorstellen: Ihr Spionagedienst berichtet von regelrechten Rämpfen zwischen der BBU-Truppe und Offizieren, die verhaftet werden follen; wäre da der Moment nicht günstig? Warum man dagegen das chinesische Feuerlein anblies, ist weniger klar: Der tatfächliche Angriff und die Besehung zweier Forts in der Nähe von Beiping ging von den Chinesen aus; der Gegenangriff der Japaner aber führte über die wiedergenommenen "Städte" hinaus. Tich ang Rai Sched befahl zuerst öffentlich und demonstrativ, der Zwischenfall solle friedlich erledigt werden, dann aber, Provokationen seien mit Gewalt abzuwehren. Rommt's wohl zum Schlagen?

Biel hängt von dem ab, was jest Europa tut. Bleibts ruhig, dann wird Japan sicher den Ausbruch mäßigen ... Bon Amerika her kam der belgische Regierungsschef van Zeeland mit gewissen Nachrichten. Bor seiner